

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 33 (1929-1930)
Heft: 23

Artikel: Die Teufelsinsel : aus einem Seemannstagebuch
Autor: Walden, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672688>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Walde.

Hier an der Bergeshalde
Verstummet ganz der Wind;
Die Zweige hängen nieder,
Darunter sitzt das Kind.

Sie sitzt im Thymiane,
Sie sitzt in lauter Duff,
Die blauen Fliegen summen
Und blitzen durch die Luft.

Es steht der Wald so schweigend,
Sie schaut so klug darein;
Um ihre braunen Locken
Hinschießt der Sonnenschein.

Der Kuckuck lockt von ferne,
Es geht mir durch den Sinn:
Sie hat die goldnen Augen
Der Waldeskönigin.

Theodor Storm.

Die Teufelsinsel.

Aus einem Seemannstagebuch von H. Walden.

Ein englischer Segelschoner berührte auf seiner Rückfahrt nach Neu-Seeland eine Insel, die auf der englischen Generalstabskarte als „Teufelsinsel“ bezeichnet ist. John Zander, der zu der Besatzung des Schiffes gehörte, erzählt seine abenteuerlichen Erlebnisse auf dieser Insel:

Nach unglaublich mühseligen Anstrengungen hatten wir unser kleines Fahrzeug, das unter dem letzten orkanartigen Sturm schwer gelitten hatte, wieder klar. Einige Meilen aus dem Bereich des Seeweges geschleudert, lagen wir unweit einer kleinen Insel des südlichen Teils des Stillen Ozeans vor Anker... Da unsere Lebensmittelvorräte erschöpft waren und eine längere Fahrt als beabsichtigt bevorstand, mußten wir unsern Proviant ergänzen. Weit und breit war kein anderes Fahrzeug zu sehen, und da es sicherlich keinem Schiff einfallen würde, diese gottverlassene, weltentlegene Gegend aufzusuchen, so blieb nichts weiter übrig, als uns Nahrung von der Insel zu besorgen. Keiner von uns kannte die Insel. Nicht einmal Varson, unser Steuermann, der jeden Erdenwinkel genau kannte, hatte sie jemals gesehen. Die Insel, die keine Spur von Zivilisation aufwies und für den Teil des Ozeans ganz typisch aussah, war nicht groß, mit sandigen Ufern, die sich wie schmale Bänder hinzogen, hinter denen sich dann die finstere, undurchdringliche Wand des Waldes erhob. Es schien durchaus möglich, daß hier Wilde hausten, aber dennoch fanden wir keinen anderen Ausweg...

Bald hatte Varson, ein breitschultriger, robusten Engländer, einige handfeste Leute herausgesucht. Mit Gewehren und Pistolen bewaffnet, stiegen wir in das Beiboot und einige Minuten später, gleitete die Schaluppe, besetzt von neun Matrosen und dem Führer Varson, die schäumenden Wogen durchschneidend, in

raschen Ruderschlägen dahin. Immer mehr näherten wir uns dem Ziel. Mit einem Ruck saßen wir dicht vor der Insel auf dem sandigen Boden fest, gingen, einige Schritte das klare Wasser durchwaten, an Land und freuten uns, nach langer Zeit wieder einmal festen Boden unter den Füßen zu haben. Ein Wachtposten blieb in der Schaluppe zurück. Die schaumbe säumte Insel, auf deren goldgelbem Sandboden keine menschliche Spur zu entdecken war, schien völlig einsam und verlassen zu sein. Eiligt auf die Waldmauer zustrebend, umfing uns bald kniehohes Gras, das den Eingang zum Walde bildete, graugrün, trocken wie Stroh. Finster öffnete sich die dunkelgrüne Mauer des Busches und hatte uns, voran der Steuermann, in sein geheimnisvolles Schweigen aufgenommen. Noch hörte man die leichte Brandung am Ufer, dann verstummte alles, und wir waren im tiefen Dickicht. Schwerfällig bewegten sich die dichten Kronen der zerknorrten, von hohen Schlingpflanzen umschlungenen Baumriesen, hin und her. Bunte Vögel flatterten krächzend von Baum zu Baum. Eidechsen in allen Größen eilten Schutz suchend, über abgefallene, morsiche Äste und vertrocknete Blätter, in ihre Höhlen. Riesige Spinnen, Käfer und allerlei Krabbeltiere suchten eifrig ihre Nahrung. In kleinen Gruppen zusammengerottet, flüchteten die Affen schimpfend und freischend, ab und zu verhaltend, sich ängstlich umschauend, in das dichte Blätterdach. Eine marternde Hitze erschwerte das Atmen, unbarmherzig pisackten die Insekten. Eine uns in den Weg kriechende, riesige Giftschlange erledigte Varson mit einem Schlage seines Gewehrfolbens. Fast über eine halbe Stunde kämpften wir mit dem fast undurchdringlichen Buschmeer...

Plötzlich entdeckte der Bootsmann, ein stämm-

miger Hamburger, den Abdruck eines bloßen Menschenfußes. Nach der Breite der Fußspur zu urteilen, gehörte diese einem Neger. Gott sei dank, atmete alles erleichtert auf. Die Insel war also doch bewohnt. Frischen Mutes, aber um so vorsichtiger, gingen wir der Fährte nach, und waren nicht wenig erstaunt, als wir kurze Zeit darauf auf eine Lichtung stießen. Einer nach dem andern, sich die abgerissenen Baumgewächse und Gräser von dem Körper rupfend, kam zum Vorschein. Aufmerksam hielten wir nach allen Richtungen Umschau. Aber weder einen Menschen, noch sonst irgend ein Tier bekamen wir zu sehen.

Auf einmal — hinter uns im Walde — ein Knistern und Knacken. Wir horchten angestrengt auf. Im Dickicht bewegte sich eine dunkle Gestalt. Wir vermuteten ein wildes Tier, das uns jetzt anfallen wollte. Schnell riß der Steuermann sein Gewehr hoch und feuerte. Im nächsten Augenblick kam ein völlig nackter schwarzer Kerl, einige wilde Laute von sich gebend, aus dem Dickicht hervor. Hinter ihm, von links und rechts, folgten eine ganze Horde dieser schwarzen Teufel. Bald stand ein halbes Hundert dieser wilden, müßiggelenden, bis an die Zähne mit Speeren, Bogen und Keulen bewaffneten Kerle, uns gegenüber. Trotzdem sie keine Gewehre hatten, flößten sie uns durch das Rasseln ihrer Waffen ein gewisses Grauen ein. Von der Furcht der abergläubischen Eingeborenen vor den „feurigen Stöcken“ der Europäer war nichts zu merken. Es machte den Eindruck, als kannten sie schon die europäischen Feuerwaffen. Barson, der wohl einsah, daß ein Kampf mit dem weit überlegenen Feinde nur unser Leben kosten könne, gab Befehl, nicht zu schießen. Mit größter Anstrengung versuchte nun der Steuermann, der jahrelang in den entlegensten Negergebieten herumgestreift war, so gut es eben ging, mit den Inselbewohnern zu verhandeln und, indem seine Hände tatkräftig bei der Verständigung mitwirkten, machte er ihnen klar, daß wir nichts Böses beabsichtigten und nur Lebensmittel gegen Geschenke eintauschen wollten. In Erwiderung dessen kam ein knochiger, hochgewachsener Neger auf Barson zu, plapperte etwas und machte eine Bewegung, daß wir ihm folgen sollten. Vorsichtig, die hinter uns in bedächtigster Entfernung nachkommenden Insulaner nicht aus den Augen lassend, schlossen wir uns

dem schwarzen Führer an, der uns zu seinem Häuptling geleiten wollte.

Durch einen „Waldkorridor“, an dessen beiden Seiten die mächtige Mauer der Bäume emporragte, gelangten wir in das Negerdorf. Hier kauerten nackte Männer, Weiber und Kinder um Feuer, die sie vor ihren Hütten angezündet hatten. An den primitiven Schilfhütten vorbei, von den Inselbewohnern neugierig begafft, machten wir vor der „Königlichen Residenz“ Halt. Auf der von bunten Tierfellen bedeckten „Freitreppe“ des Schlosses, einer riesigen Schilhütte, saß der Negerkönig, umgeben von seinen schwarzen Ministern, bei einer Konferenz. Unser schwarzer Führer meldete uns bei seinem Oberhaupt. Darauf nickte der Negerkönig freundlich und reichte uns die ringklingende Hand. Seine Minister senkten als Achtungsbezeugung die Speere.

Der Häuptling vermutete in uns wahrscheinlich einen hohen Besuch, denn bald darauf kamen die Musikanten mit Trommeln, Rohrflöten und Hörnern und begannen einen fürchterlichen Radau zu machen. Unter dem donnernenden Losen der Höllenmusik kam aus allen Himmelsrichtungen der Insel die schwarze Dorfgemeinde herbeigeeilt und umlagerte den „Regierungssitz“. Ein dicker Neger blies jetzt ins Horn und alles, vom höchsten Minister bis zum kleinsten Negerjungen, legte sich auf den Bauch, um dem schwarzen „Kriegsherrn“ ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Abermals begann der Höllenlärm der Musik und einige buntgeschmückte, bewaffnete Krieger zeigten uns den Nationaltanz. Darauf folgte das „Hofballet“. Zwölf kaffeebraune Dorfschönheiten bewegten sich im Takt der ohrenbetäubenden Bambustrommeln.

Nach der Festlichkeit folgten wir dem Häuptling ins „Schloß“. Die Wände waren mit geheimnisvollen Symbolen bemalt. Und ehe wir uns setzen durften, mußten wir erst seine Schätze bewundern: Muscheln, Perlen, Tierfelle und einige Totenschädel. Bei einem öligen Gebräu, hier scheinbar der Wein, verhandelten wir über die Lebensmittelfrage. Barson, der seine Whiskyflasche stets bei sich zu tragen pflegte, reichte sie dem Häuptling, der bald darauf lustig und gesprächig wurde. Als Gegenleistung für die Nahrungsmittel verlangte er nur ein Gewehr, das er in seinem „Zeughaus“, einer dürftigen Waffensammlung, als Andenken aufbewahren wollte. Nachdem wir hier über zwei

Stunden zugebracht hatten, machten wir uns zum Aufbruch fertig. Vor dem Eingang des „Schlosses“ standen bereits mehrere Eingeborene mit geschlachteten Ziegen, Kokosnüssen, Bananen und verschiedenen eßbaren Wurzeln und Kräutern. Barson übergab dem Häuptling feier-

lichst das Gewehr und überließ ihm sogar die Whiskyflasche. Dann verabschiedeten wir uns. Unter den Klängen der schwarzen Inselgarde wurden wir zu unserem Boot begleitet. Wohlbehalten und um ein Erlebnis reicher, landeten wir an Bord unseres Schiffes...

Stromfahrt.

Das war ein wunderlicher Traum!
Ein Nachen hing am Weidenbaum, —
Risch! fällt die Kette auf den Kies,
Ein Sauchzer gestt — ich weiß nur dies:
Die Lust, die will ich büßen!

Das Tal in Sommerherrlichkeit,
Die Welle rauscht: Wir wandern weit!
Ein Kirchlein winkt mir ab und an
Mit rotem Helm und Wetterhahn,
Aus niedern Hütten steigt der Rauch,
Ein Mähder schafft, mich streift der Hauch
Der frischgelegten feuchten Mahd,
Auf breiten Zelgen wagt die Saat
Und träumt von goldnen Garben.

Schön ist der Forst, der dunkle Forst!
Ein Bussard fliegt gemach zum Forst;
Der schwarzen Tannen stumme Pracht
Hat sich im Strom ein Bild gemacht.
Die Erle steigt zum Uferrand,
Ein Reiher fischt am seichten Strand,
Es äugt das Reh aus sicherer Hut,
Die Birke biegt sich auf die Flut
Und trinkt mit durst'gen Zweigen.

Vorbei! Ein Städtlein steigt empor,
Ein altes Nest mit Wall und Tor.
Ich las davon so irgendwo,
Nun seh' ich's trocken, sonnenfroh!
Du steinern Wort erzähl' einmal!
Von heißer Lust, von Saß und Qual,
Von Mörsersturm und Festgeläut, —
Still! Ich hab' nicht zum Lauschen Zeit!
Schon wölbt das graue Brückentier
Den Rücken dräuend über mir;
Am wucht'gen Pfeiler streift mein Kahn, —
Wie steht die Welt sich seltsam an!
Ein Karren rattert, plump und schwer,
Und Menschlein trotten hin und her
Mit Sorgen und Gebrechen.

Das war ein wunderlicher Traum!
Verwandelt plötzlich Zeit und Raum:
Auf breitem Strome treibt mein Boot,
Vom blassen Abendgold umloht.
So mit der grünen Flut allein
Hör' ich am Grund ein Singen fein:
Tausend Bäche aus Hain und Schlucht
Schaffen wir des Stromes Wucht!
Tausend Quellen aus Nord und Süd,
Weiß jede ein andres Wanderlied!
Die erste singt: Unterm Gletschertor
Stürmt' ich rauschend und brausend hervor,
Felsen stürzend mit jähem Mut
War ich jetzt Schaum, jetzt springende Flut.
Nicht Wehr noch Schranke hemmte den Schritt,
Steg und Stamm, ich riß sie mit!

Aber im Bergsee tief und klar
Sah ich, wie schön die Heimat war,
Ich kann sie nicht vergessen...
Die zweite singt: Im Walde dicht
Unterm Eichbaum quoll ich ans Licht.
Verborgener Kammern heimliche Pracht,
Des Berges Forst, von Zwergen bewacht,
Alles schien mir arm und gering,
Als mich der goldene Tag umfing.
Mein Becken speiste Moos und Blatt,
Die scheue Hirschkuh trank sich satt,
Ich weiß von einer Mühle im Grund,
Mir hat eine Maid mit rotem Mund
Ein Tränlein mitgegeben. —

Es dunkelt sacht. Gewaltig ziehn
Die Wasser ihre Straße hin.
Ob nicht die Nixe nach mir schielt,
Die tief am Grund mit Kiesel'n spielt?
Da plötzlich steigt voll Glanz und Pracht
Ein Märchen auf aus Strom und Nacht:
Der Riesenstadt verklärtes Bild,
Dem manche stumme Sehnsucht gilt!
Der Prunkpaläste reiche Schau,